

Andrzej Pilipowicz

Der Regen - Metapher der Einsamkeit : eine Studie über R. M. Rilkes "Einsamkeit" und K. K. Baczyńskis "Deszcze"

Acta Neophilologica 10, 147-159

2008

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Andrzej Pilipowicz

Instytut Neofilologii

Uniwersytet Warmińsko-Mazurski w Olsztynie

DER REGEN – METAPHER DER EINSAMKEIT.
EINE STUDIE ÜBER R.M. RILKES *EINSAMKEIT*
UND K.K. BACZYŃSKIS *DESZCZE*

Key words: German literature, Polish literature, Rainer Maria Rilke, Krzysztof Kamil Baczyński, solitude

Im Allgemeinen ergibt sich die Einsamkeit aus einer Dissonanz zwischen dem Menschen und der Welt. Diese Erscheinung gilt als untilgbar, sonst wäre der Mangel an Einsamkeit ein Beweis für den Tod. Der Mensch geht nie die Beziehung mit der Außenwelt in dem Grad ein, der die Einsamkeit aufhebt, weil er in der Welt als einziges Exemplar auftaucht und nie mit der Welt so wie mit sich selbst kommunizieren wird. Andererseits enden der Verzicht auf die Welt und die ausschließliche Zuwendung zu seinem Inneren auch mit einer zunehmenden Einsamkeit, weil sich der Mensch als ein teils autonomes und teils gesellschaftliches Wesen stets die Welt ‚schöpfen‘ muss, um der Erstarrung im Umgang mit sich selbst entgegenwirken zu können. Als eine zutreffende Metapher der Einsamkeit erweist sich das Element des Wassers: Seine Merkmale geben die Dynamik der Einsamkeit wieder, umfassen ihren positiven und negativen Wert, beziehen sich sowohl auf die Außen- als auch die Innenwelt des Menschen und tragen der Einklemmung seiner Existenz zwischen dem Leben, dessen Symbol eben das Wasser ist, und dem Tod, der im Wasser schlummert, Rechnung. In diesem Beitrag werden zwei Gedichte einer Analyse unterzogen, in denen die Einsamkeit zum Regen konvertiert wird. Rainer Maria Rilke (1875–1926) mit dem Gedicht *Einsamkeit*, das am 21. September 1902 in Paris entstanden ist, und Krzysztof Kamil Baczyński (1921–1944) mit dem Gedicht *Deszcze* [*Die Regenfälle*], das am 21. Februar 1943 in Warschau geschrieben wurde, haben dieses äußerst schwierig darzustellende und sich jeglichen Fassungsversuchen entziehende Phänomen gerade in der ätherischen Substanz der Poesie fixiert. Im Folgenden wird auf den Regen als Wasser-Metapher der Einsamkeit eingegangen, um nachzuweisen, inwiefern der Regen die Struktur der Einsamkeit sowie deren pulsierende Vitalität hervorhebt, und zu erläutern, in welcher Weise das Leben und der Tod die Kehrseiten des Wasserele-

ments sind. Darüber hinaus wird versucht, die Frage nach der Unentbehrlichkeit dieser Erscheinung in der Existenz trotz seines destruktiven Einflusses auf den Einzelnen zu klären.

Im Gedicht *Einsamkeit* bringt Rilke keine positiv erlebte, sondern eine negativ erfahrene, den Menschen attackierende Einsamkeit zum Ausdruck:

Die Einsamkeit ist wie ein Regen.
 Sie steigt vom Meer den Abenden entgegen;
 von Ebenen, die fern sind und entlegen,
 geht sie zum Himmel, der sie immer hat.
 Und erst vom Himmel fällt sie auf die Stadt.

Regnet hernieder in den Zwitterstunden,
 wenn sich nach Morgen wenden alle Gassen
 und wenn die Leiber, welche nichts gefunden,
 enttäuscht und traurig von einander lassen;
 und wenn die Menschen, die einander hassen,
 In *einem* Bett zusammen schlafen müssen:

dann geht die Einsamkeit mit den Flüssen ...¹

Neben der Kraft des Wassers als eines der mächtigsten Elemente und dessen Allgegenwart wird die Untrennbarkeit des Menschen und der Einsamkeit wie die des Wassers und jedes Existenzwesens betont. Diese These, dass es kein Menschenleben ohne Einsamkeit gibt, drückt auch Udo Derbolowsky sehr überzeugend aus: "Alles, was geboren wird, erleidet durch den Geburtsakt einen Wurf aus Vertrautem in Unvertrautes und in Einsamkeit"². Der Mensch verlässt das seinen Körper umgebende Fruchtwasser während des Geburtsaktes und erscheint in der Welt, in der sein Körper selbst jetzt die Plazenta der mit verschiedener Wasserform chiffrierten Einsamkeit bildet. Fallen die Einsamkeit und die Gemeinsamkeit von dem Zeugungsakt bis zur Geburt zusammen, weil sich das Ich des Menschen und die Welt im Mutterleib decken, so wird diese Einheit vernichtet, wenn der Mensch geboren wird. Der Mensch und die Welt bilden zwei Pole des Feldes, dessen Spannung von den im Geburtsmoment getrennten und immer wieder aufeinander einwirkenden Potenzialen der Einsamkeit und der Gemeinsamkeit erzeugt wird. Die Regentropfen, die in Rilkes Gedicht präsent sind, veranschaulichen keine völlige Einsamkeit, weil es zwischen den Tropfen noch Platz gibt, der der Gemeinsamkeit zuzuerkennen wäre, der aber dann z.B. im Fluss schon verloren geht. Der Regen als Metapher charakterisiert die Einsamkeit noch aus einer anderen Perspektive: Die immer gleiche Form der Tropfen geht darauf zurück, dass alle von der Einsamkeit befallen werden, und tut dadurch, dass jeder nur sich

¹ R.M. Rilke, *Einsamkeit*, in: R.M. Rilke, *Gesammelte Gedichte*, Frankfurt am Main 1962, S. 153f.

² U. Derbolowsky, *Einsamkeit und Gemeinsamkeit aus der Sicht gruppenzentrierter analytischer Psychotherapie*, in: *Einsamkeit in medizinisch-psychologischer, theologischer und soziologischer Sicht*, hrsg. von W. Bitter, Stuttgart 1967, S. 116.

selbst im Tropfen wie im Spiegel zu betrachten vermag, dem individuellen Charakter der Einsamkeit Genüge.

Die Einsamkeit, als Zirkulation des Wassers dargestellt, ist unaufhebbar und unbekämpfbar: Durch die ständige Rückkehr der Einsamkeit gewöhnt man sich jedoch nicht an sie, sondern sie kommt auf den Menschen als etwas immer Neues zu. Mit den verschiedenen Formen des Wassers weist Rilke auf die Einsamkeit als auf einen konstanten Teil des Daseins und auf ihre wechselnde Intensität hin: Unwahrnehmbar auch am Tag als aufsteigender Wasserdampf schwillt sie mit den sich allmählich bewusst gemachten unerfüllten und enttäuschten Sehnsüchten, Hoffnungen, Erwartungen an und steigert sich von der Dämmerung an zur extremen Verzweiflung, die in der Nacht platzt und die Leere des Ichs bloßlegt. Der Tumult der Stadt, der Rilke eine den Menschen unwiederbringlich alienierende Funktion zuschreibt³ und die – wie im Falle von Rilke selbst – zum Schauplatz der Atomisierung der Persönlichkeit werden kann⁴, tritt mit dem Eintritt der Nacht zurück, wodurch die Einsamkeit und somit das an die Welt nicht angeschlossene und keine Zuflucht zu sich findende Ich in der Stille der Nacht verstärkt spürbar wird: Empfindet man dann das Nieseln als Klatschen, so zeigt sich der Abgrund zwischen dem Menschen und der Welt sowie zwischen dem Menschen und seinem Ich unter diesen Umständen als niederschlagend, wodurch man den Eindruck gewinnt, dass sich die Einsamkeit der Existenz in einer derartigen Verdichtung bemächtigt hat, in der sich das von der Einsamkeit determinierte Leben direkt vor dem Tod kondensiert. Das Gewicht der herunterfallenden Tropfen versinnbildlicht die Rücksichtslosigkeit und das Ungebändigtsein der Einsamkeit und lässt sie als eine angreifende, todschlagende Kraft betrachten. Der lähmendste Angriff der Einsamkeit wird vor dem Anbruch des Morgens empfunden, wenn die Nacht zum Tag wird. Diese Zeit ist um so wichtiger, als der Mensch vor der Routine des Tages steht und seine letzte Chance vorbeigehen sieht, die Leere des Inneren – wenn nicht mit einer anderen, für die Welt stehenden Person, dann mit sich selbst – zu ‚bebauen‘ und der Einsamkeit ihre positive, von Eberhard Elbing als ‚Für-sich-Sein‘⁵ bezeichnete Seite abzugewinnen. Den sich in der zerreißensten Desperation äußernden Moment und das Apogäum des Erlebens der Einsamkeit macht die Szene aus, in der zwei in einem Bett schlafende Menschen dargestellt sind. In dieser Szene leiden die Menschen unter der Einsamkeit, deren Wesen Elbing als die ‚ontologische Ferne‘ auslegt⁶, am stärksten, wenn die ‚ontische Nähe‘ zu der Person, die die ‚ontologische Ferne‘ aufheben könnte, am größten ist. Die physische Nähe (die Körper der Menschen) potenzieren fast die geistige Entfernung. Das Abhängigkeitsverhältnis zwischen der Einsamkeit als dem psychischen Gemütszustand und den physischen Kategorien präsentiert Jan Twardowski in dem Gedicht *Samotność* [*Die Einsamkeit*] (1970):

³ Vgl. M. Jastrun, *Posłowie*, in: R.M. Rilke, *Poezje*, Kraków 1987, S. 396f.

⁴ Vgl. W. Leppmann, *Rilke. Sein Leben, seine Welt, sein Werk*, Wiesbaden 2005, S. 229.

⁵ Vgl. E. Elbing, *Einsamkeit. Psychologische Konzepte, Forschungsbefunde und Treatmentansätze*, Göttingen 1991, S. 11.

⁶ Vgl. *ibidem*, S. 12.

Nie proszę o tę samotność najprostszą
 pierwszą z brzegu
 kiedy zostaję sam jeden jak palec
 kiedy nie mam do kogo ust otworzyć
 nawet strzyżyk cichnie choć mógłby mi ćwierkać
 przynajmniej jak półwróbla
 kiedy żaden pociąg pośpieszny nie śpieszy się do mnie
 zegar przystanął żeby przy mnie nie chodzić
 od zachodu słońca cienie coraz dłuższe
 nie proszę Cię o tę trudniejszą
 kiedy przeciskam się przez tłum
 i znowu jestem pojedynczy
 pośród wszystkich najdalszych bliskich
 proszę Ciebie o tę prawdziwą
 kiedy Ty mówisz przeze mnie
 a mnie nie ma⁷

(Ich bitte nicht um diese einfachste Einsamkeit / die erste beste / wenn ich allein bleibe wie ein Finger / wenn ich niemanden habe, zu dem ich meinen Mund aufmachen kann / sogar der Zaunkönig verstummt, obwohl er mir zumindest wie ein Halbsperling tshilpen könnte / wenn kein Eilzug zu mir eilt / die Uhr ist stehen geblieben, um bei mir nicht auf- und abzugehen / Seit dem Sonnenuntergang [sind] die Schatten immer länger / ich bitte Dich nicht um diese schwierigere [Einsamkeit] / wenn ich mich durch die Menschenmenge dränge / und wieder einzeln bin/ unter allen fernsten Angehörigen / ich bitte Dich um diese wahre [Einsamkeit] / wenn Du durch mich sprichst / und ich nicht da bin) [Lineare Übersetzung – A.P.]

So differenziert Twardowski die Schwierigkeitsgrade der Einsamkeit: Sie ist erträglicher im Getrenntsein, wenn es keine Chance für irgendeinen Kontakt zu dem Menschen gibt, als im Gemeinsamsein, unter den Menschen also, wo eine Möglichkeit des Abbaus der Einsamkeit dadurch besteht, dass das Ich eine Beziehung mit einem Nächsten anknüpfen kann. Es geht aber nichts Tragischeres über die Situation, in der der Mensch mit sich selbst nicht kommuniziert und unter Mangel am Für-sich-Sein, der – bei Twardowski – infolge des Verlusts der Bindung an Gott als zuverlässigste und umgreifendste Instanz zugrunde liegen mag, leidet. Das Gedicht endet mit einer Demut des Menschen Gott gegenüber, die aber keinesfalls von der Schwäche des nach einer Unterstützung suchenden Ichs zeugt, sondern ganz im Gegenteil: Die Angst, Gott an sich vorbeigehen zu lassen, macht die Stärke des Ichs aus und erhärtet sein Inneres⁸. Die Beziehung zwischen den Menschen in Rilkes Gedicht ist zwar nicht religiös geprägt, aber weist auch auf die nicht angefüllte Leere des Inneren hin: Kann der Mensch die Außenwelt in seine Innenwelt dank Gott hereinströmen lassen, wodurch

⁷ J. Twardowski, *Samotność*, in: J. Twardowski, *Nie przyszedłem pana nawracać. Wiersze 1945–1985*, Warszawa 1989, S. 146.

⁸ Vgl. H. Zaworska, *Trzcina czująca*, in: J. Twardowski, *Nie przyszedłem pana nawracać. Wiersze 1945–1985*, S. 18.

die Existenz an ‚Vitalität‘ gewinnt, so funktioniert die andere Person bei Rilke als Teil der Welt, der – in das Ich durch Liebe eingeführt – die Innenwelt zu ‚beleben‘ ermöglicht. Bei Rilke aber geschieht das Umgekehrte. Das Erleben der Einsamkeit wird verschärft, indem zwei Menschen nicht nur sich selbst gegenüber gleichgültig sind, sondern indem sie in dem das Ich verengenden Hass und in dem von Elbing als Gegeneinander-Sein⁹ definierten Zustand untergehen. Das sich deswegen zusammenschumpfende Ich, dessen Erweiterung z.B. durch die Liebe erfolgen könnte, wird von dem sich anscheinend vergrößernden Bett unterdrückt. Das Bett entblößt die Reduzierung des Menschen auf ein bloßes Objekt. In Bezug auf das Bett fehlt es an Liebe zum anderen als einer Form der zwischenmenschlichen Beziehungen und es wird letztendlich nur von dem Schlaf gesprochen, der allein dazu dient, den Forderungen des Tages nachzukommen, und den man als eine Flucht vor der Einsamkeit betrachten kann. Gegen Ende des Gedichts fällt auf, dass das Wasser nicht mehr die Form der Tropfen annimmt, sondern in Form des Flusses als der verbundenen Tropfen auftritt, wo es keinen Platz mehr für die Gemeinsamkeit gibt. Das die Stadt aus dem Dunklen herausbringende Licht des Tages scheint den letzten Versuch der Kommunikation mit sich selbst zum Scheitern zu verurteilen und verkündet die Notwendigkeit, sich wieder in eine erzwungene Rolle hineinzupressen. Zwar wird der in der Nacht zu Bewusstsein gebrachte Abgrund vorläufig nivelliert, aber nur dadurch, dass er mit dem Fremden der Welt ohne Anteilnahme des Ichs zugeschüttet wird. Das Dramatische der Aussage des Gedichts wird dadurch vertieft, dass hier jede in der Paraphrase von Rilkes Metaphorik als Regenbogen offenbarungsfähige Hoffnung ausbleibt.

Im Unterschied zu Rilkes Gedicht, wo der Regen als ein Teil der Wasserfluktuation die Struktur der Einsamkeit wiedergibt, ist der Regen in Baczyńskis Gedicht sehr ergiebig in Bezug auf deren Bedeutung:

Deszcz jak siwe łodygi, szary szum,
a u okien smutek i konanie.
Taki deszcz kochasz, taki szelest strun,
deszcz – życiu zmiłowanie.

Dalekie pociągi jeszcze jadą dalej
bez ciebie. Cóż? Bez ciebie. Cóż?
w ogrody wód, w jeziora żalu,
w liście, w aleje szklanych róż.

I czekasz jeszcze? Jeszcze czekasz?
Deszcz jest jak litość – wszystko zetrze:
i krew z bojowisk, i człowieka,
i skamieniałe z trwóg powietrze.

⁹ Vgl. E. Elbing, op. cit., S. 10.

A ty u okien jeszcze marzysz,
nagrobku smutny. Czasu napis
spływa po mrocznej, głuchej twarzy,
może to deszczem, może łzami.

I to, że miłość, a nie taka,
i to, że nie dość cios bolesny,
a tylko ciemny jak krzyk ptaka,
i to, że płacz, a tak cielesny.

I to, że winy niepowrotne,
a jedna drugą coraz woła,
i to, jakbyś u wrót kościoła
widzenie miał jak sen samotne.

I stojąc tak w szeleście szklanym,
czuję, jak ład odpływa w poszum.
Odejdą wszyscy ukochani,
po jednym wszyscy – krzyże niosąc,
a jeszcze innych deszcz oddali,
a jeszcze inni w mroku zginą,
staną za szkłem, co jak ze stali,
i nie doznani miną, miną.

I przejdą deszcze, zetną deszcze,
jak kosy ciche i bolesne,
i cień pokryje, cień omyje.
A tak kochając, walcząc, prosząc
stanę u źródeł – studni ciemnych,
w groźnym milczeniu ręce wznosząc;
jak pies pod pustym biczem głosu.

Nie pokochany, nie zabity,
nie napelniony, niedorzeczny,
poczuję deszcz czy płacz serdeczny,
że wszystko Bogu nadaremno.
Zostanę sam. Ja sam i ciemność.
I tylko krople, deszcze, deszcze
coraz to cichsze, bezbolesne.¹⁰

(Der Regen [ist] wie graue Stengel, ein graues Geräusch, / und an den Fenstern [gibt es] Trauer und Sterben. / Solch einen Regen liebst du, solch ein Säuseln der Saiten, / der Regen – das Erbarmen für das Leben. // Ferne Züge fahren noch weiter // ohne dich. Was denn? Ohne dich. Was denn? / in die Gärten der Gewässer, in die Seen des Bedauerns, / in die Blätter, in die Alleen der gläsernen Rosen. // Und wartest du noch? Wartest du noch? / der Regen ist wie Mitleid – er wischt alles ab: / sowohl das Blut von den Schlachtfeldern und den Menschen, / als auch die vor Furcht verstei-

¹⁰ K.K. Baczyński, *Deszcze*, in: K.K. Baczyński, *Wiersze*, Toruń 1994, S. 77f.

nerter Luft. // Und du träumst noch an den Fenstern, / trauriges Grabmal. Die Schrift der Zeit / sinkt am düsteren, tauben Gesicht herunter, / vielleicht da mit dem Regen, vielleicht da mit den Tränen. // Und das, dass [es] Liebe [gibt], [die] aber nicht derartig [ist], / und das, dass der Schlag nicht schmerzvoll genug [ist], / sondern nur dunkel wie Schrei des Vogels / und das, dass [es] das Weinen [gibt], [das] aber so leiblich [ist]. // // Und das, dass [es] unwiederbringliche Schulden [gibt] / und die eine ruft immer wieder die andere, / und das, als ob du am Tor der Kirche / eine Vision hättest wie einen einsamen Traum. // Indem ich so im gläsernen Geräusch stehe / fühle ich, wie das Land in das Nachgeräusch wegfleht, / Alle Geliebten gehen weg, / einer nach dem anderen – indem sie die Kreuze tragen, / und noch die anderen entfernt der Regen, // und noch die anderen kommen in der Finsternis um, / sie stellen sich hinter das Glas, das wie aus Stahl [ist], / und vergehen, vergehen unerlitten. // Und die Regenfälle gehen vorbei, die Regenfälle schneiden weg / wie leise und schmerzvolle Sensen, / und der Schatten deckt, der Schatten spült. / Und so liebend, kämpfend, bittend / stelle ich mich an die Quellen – der dunklen Brunnen, / die Hände im drohenden Schweigen hochhebend; / wie ein Hund unter der leeren Peitsche der Stimme. // Ungeliebt, ungetötet, / ungefüllt, unsinnig, / ich fühle den Regen oder ein herzliches Weinen // dass alles Gott umsonst ist. / Ich bleibe allein. Ich allein und die Dunkelheit. / Und nur die Tropfen, die Regenfälle, die Regenfälle, / [die] immer leiser, schmerzlos [sind].) [Lineare Übersetzung – A.P.]

Im Gedicht wird die Einsamkeit aus zwei Perspektiven betrachtet: In den ersten sechs Strophen nimmt sich das Ich als Objekt wahr und in den letzten drei Strophen wird es nur auf ein bloßes Subjekt reduziert. Die innerliche Situation des Ichs wird gleich am Anfang angedeutet: Es steht am Fenster, also an der Grenze zwischen dem Rand des Inneren, wo das Haus endet, und dem Rand des Äußeren, wo die Außenwelt beginnt. Es bleibt der Außenwelt aufgeschlossen, mit der es zwar nicht kommuniziert, mit der es aber eine Beziehung aufzunehmen bestrebt ist. Da der Mensch – wie am Beispiel von Twardowskis Gedicht gezeigt – sowohl ein autonomes als auch ein gemeinschaftliches Wesen ist, wird der Teil des Ichs, den die Welt durchzieht, stillgelegt. Auf diese Leere im Ich wird mit den Worten ‚Trauer‘ und ‚Sterben‘ hingewiesen. Um sich der Metapher des Regens zu bedienen, kann man im Regen die Stillung des Durstes nach der Welt erblicken. Der Regen in Form der den Weg zur Welt versperrenden Stengel und das Haus, dessen Fenster an die Augen und dessen Statik an die das Absterben unterstreichende Unbeweglichkeit des Ichs erinnern, veranschaulichen die Barriere zwischen dem Ich und der Welt, die als Abgrund in Rilkes Werk sehr deutlich zutage getreten ist. Die Liebe zum Regen, von der in der ersten Strophe die Rede ist, ergibt sich nicht nur daraus, dass es eine Begründung seiner Unmöglichkeit des Anschlusses an die Welt findet, sondern resultiert auch daraus, dass der vom Regen in sein Ich eingepferchte Mensch mit dem Rücktritt des Regens um so stärker in die Welt geschleudert wird.

Der Regen, der wie ein zusammengezogener Wasservorhang dem Ich die Welt abdeckt, führt zur Potenzierung des Bedürfnisses, in die Welt vorzudringen. Die Stärke

des Drangs nach der Welt offenbart sich durch den Vergleich mit der Zugfahrt, auf der es am Ich fehlt. Die Welt, die vom Regen immer mehr verwischt wird und die deswegen zusammenschrumpft, wird im Inneren des Ichs ausgedehnt, denn die im Gedicht erwähnten Züge fahren nicht so weit, wie es dem Ich scheint. Eine modifizierte Variante der Wassermetapher stellt der See dar, die nicht ‚senkrecht‘ wie ein Regenvorhang, sondern ‚waagrecht‘ verläuft, wodurch der Mangel am Zugang zur Welt und die Existenz des Ichs an der Oberfläche der Welt verdeutlicht werden. Dem Ich wird nur die imaginär-idealistische, und nicht die kognitiv erfahrene Welt, die die Rosen¹¹ (‚szklane róże‘/‚gläserne Rosen‘) verschlüsseln, zuteil. Daraus, dass die Züge in die ‚Gärten der Gewässer‘ hineinfahren, ist zu schließen, dass es hier nicht um die wirklichen, sondern um die von der Oberfläche des Sees reflektierten Gärten geht und dass es sich um keine wirklichen Bewegungen im Raum, sondern um die widerspiegelten Bewegungen der Objekte handelt, die bloß Verschiebungen auf der Wasserfläche sind.

Der Regen richtet die Welt zugrunde. In der universal existenziellen Auffassung des Regens besteht seine Funktion darin, dass er die Welt abspült, wodurch sie als Bereich zu existieren aufhört, der bei der Selbstverwirklichung des Menschen in Betracht gezogen werden muss. Da im Gedicht vom Regen als von der Kraft, die das Blut von den Schlachtfeldern, den Menschen und die furchterfüllte Luft wegwischt, die Rede ist, kann man die dargestellten Umstände als Hinweise auf den Krieg deuten, wovon auch die Entstehungszeit des Werkes zeugt, die sich bei Baczyński oft als die einzige, die Entschlüsselung des Inhalts ermöglichende Spur erweist¹². Im Kontext des Krieges ist daher die Freude über das Regnen noch verständlicher, weil der Regen vor dem Krieg schützt und sogar das Tragische des Krieges abwischt sowie das Neue aus dem Alten dank seiner zerstörenden und reinigenden Kraft auftauchen lässt. Die graue Farbe des Regens (‚szary szum‘/‚ein graues Geräusch‘) gilt schon als ein Zeichen dafür, dass das kriegerische Jetzt und das kriegsfreie Herbeigerufene abwechseln: Einerseits hebt das Graue die von den Farben heruntergespülte Welt hervor, andererseits bewirkt die auf das Graue zurückgeführte Welt eine Hoffnung auf einen neuen Anfang und die Wiedergeburt der Welt, aus der neue Farben heraustreten und die sich auch dem Ich endlich aufschließt. Auch die Verwechslung der Bezeichnungen (‚szary szum‘/‚ein graues Geräusch‘; ‚cień omyje‘/‚der Schatten spült‘; ‚ciemny jak krzyk ptaka‘/‚dunkel wie Schrei des Vogels‘) versetzt in eine Konsternation, die den sich gerade vollziehenden Prozess schon erahnen, aber noch nicht begreifen lässt. Es ist zu bemerken, dass das Ich auch dazu beiträgt, dass die Welt vom Wasser überflutet wird. Die Tränen als das sich aus dem Inneren des Menschen ausgießende Wasser nämlich scheinen diese Überschwemmung und somit die Purifikation der Welt zu fördern und zu beschleunigen. Paradoxaerwise sind der Regen als Tränen der Welt und die Tränen des Ichs schon eine gemeinsame Plattform, auf der eine Beziehung zwi-

¹¹ Die Rose symbolisiert sowohl Leben als auch Tod (W. Kopaliński, *Słownik symboli*, Warszawa, S. 361–364). Sie ist also ein Begriff, der die Dychotomie der Existenz aufzeigt, deren sich das Ich beraubt fühlt.

¹² Vgl. W. Budzyński, *Miłość i śmierć Krzysztofa Kamila*, Warszawa 1992, S. 16.

schen dem Einzelnen und der Welt entsteht und wodurch an der Intensität der Einsamkeit gerüttelt wird. Der Vergleich des unter der Einsamkeit leidenden Menschen mit dem Grabmal hebt das innerliche Absterben hervor, dem das Wasser (Tränen und Regen) entgegenwirkt, indem die Zeit zurückgedreht und die neue Zeitrechnung begonnen wird. Im Weinen des Grabmals schwingt die (Wieder)Geburt wie im Weinen eines auf die Welt kommenden Kindes mit. Auf diese Weise wird nicht nur die Welt, sondern auch der Mensch hinuntergespült. Dadurch, dass die Zeit zurückgezählt wird und dass sich die Welt sowie der Mensch im Wasser auflösen, drängt sich der Gedanke auf, dass das Ich versucht, die Welt ins Wasser zurückkehren und sie noch einmal an Land kommen zu lassen. In diesem Sinne spricht er für das Löschen der Schulden, die eine Distanz schaffen und die für einen die Einsamkeit auslösenden Faktor gehalten werden. Nur so kann die Welt aufs Neue erschaffen und nur so kann eine neue Beziehung mit allem hergestellt werden: Alles – sowohl das sich in der Suche nach erwünschter Liebe offenbarende Positive als auch das sich im Schlag ausdrückende Negative – wird endlich so erlebt, wie es die Existenz in zwei Bereichen – in der Außen- und Innenwelt – voraussetzt. Auch Gott, dessen Mangel seine Abwesenheit im als die Projektion des Ichs geltenden und den anderen immer verschlossenen Traum verrät, soll in das Innere des Menschen wieder hineingeführt werden, um die totale Einsamkeit abzubauen und eine allererste und allerzuverlässigste Grundlage für die Gemeinsamkeit zu bilden, was auch Twardowskis Gedicht zum Thema hat: Betritt der Mensch die Kirche, so tritt Gott in sein Ich und füllt es aus.

Der zweite Teil des Gedichts bildet schon die Perspektive, aus der das Ich die Welt von seinem Inneren her sieht. Er geht in den Regen, um mit der Welt vom Strudel des Wassers mitgerissen zu werden, worin sich sein Wille der Zugehörigkeit zur Welt und die Verminderung der Einsamkeit ausdrückt. Dies verkündet den Tod, aber scheint die einzige Richtung zu sein, denn das Innere des Menschen, das sich in Rilkes Gedicht als ein klaffendes Vakuum erweist, bietet keinen Halt an, da sich dort das mit dem Krieg ‚verseuchte‘ Vergangene abgelagert hat. Durch den Krieg bringt er sich zu Bewusstsein, dass die Existenz des Menschen immer auf die von ihm selbst nicht verschuldete Einsamkeit angewiesen ist. Der Krieg führt nämlich Existenzialia in kondensierter Form vor: Unausweichlich endet das Leben mit dem Tod, den die die Kreuze tragenden Menschen heraufbeschwören. Des weiteren ist niemand imstande, einen anderen Menschen gut genug kennen zu lernen, d. h. zu erfahren, um sein Bedürfnis nach Gemeinsamkeit zu stillen, was der Regen als ein nicht einzuschlagendes, den Menschen voneinander isolierendes, stahlhartes Glas zur Schau stellt. Schließlich wird der Mensch um vieles gebracht und geht an seinen die Einsamkeit mildernden Gelegenheiten vorbei, worauf das Wort ‚mrok‘/‚Finsternis‘ im Gedicht hinweist. Daher unterliegt es keinem Zweifel, dass das permanente Alleinsein, dem der Mensch in der Kriegssituation ausgesetzt wird, die Einsamkeit aufrechterhält. Um so mehr wird der Mensch von der Einsamkeit, deren Wirkung Baczyński mit dem Sensenschnitt vergleicht, geplagt und um so mehr zappelt er vor Ungeduld zu leben, zu kämpfen, zu lieben und zu bitten, also sowohl in der Außen- als auch in der Innenwelt zu existieren. Mit dieser Stelle, die ein Beweis dafür ist, dass das Ich der Welt entgegenläuft, korrespondiert die letzte

Strophe des Gedichts, wo belegt wird, dass die Welt ihm nichts entgegenbringt: Die von der Welt nicht erwiderte Liebe, sein Hängenbleiben zwischen dem Leben und dem Tod, die wegen des zerfetzten und mit der Welt nicht ‚ausgeschlagenen‘ Ichs zustande gekommene Unmöglichkeit der Selbstverwirklichung sowie das durch die auseinandergelassenen Ordnungen – der von ihm und der von der Welt – verursachte Abrutschen von jedem Sinn ins Absurde verraten den extrem aufgerissenen, in Rilkes *Einsamkeit* auftretenden Abgrund zwischen dem Menschen und der Welt. Die Dunkelheit (Schatten) und das Wasser sind Elemente, die den Untergang des Welt endgültig als vollzogen gelten lassen. Am Ende des Gedichts empfindet das Ich, von der Dunkelheit und vom Wasser umgeben, die Einsamkeit nicht mehr schmerzhaft wie Senseschmerz, was den Tod durch Ertrinken vermuten lässt¹³. Im Vergleich mit dem Traum, der als die individuellste Existenzplattform gilt, bleibt der Tod das allerletzte eigene Ereignis des Menschen. Der Tod aber schlägt ins Leben um, das in der Szene antizipiert wird, wenn das Ich sich an den Quellen der dunklen Brunnen stehen sieht. Wickeln der Schatten und das Wasser das Leben zurück, deutet die Position des Ichs eine neue Entwicklung des Lebens an: Der Mensch wird an Land kommen, was die Entstehung des Lichtes aus der Dunkelheit bedingt und was eine das Schweigen durchschneidende Stimme nach sich zieht. Besonders aussagekräftig sind die gehobenen Hände des Ichs, die sich nach Gott ausstrecken und die Evolution des Menschen nicht im Sinne von Karl Darwin, sondern in Anlehnung an Gott plausibel machen. Der Hund wird als eine Chiffre der Vermenschlichung des Menschen, die sich dank Gott vollzieht, indem der Mensch eine höhere, ihm würdigere Entwicklungsstufe gewinnt, d.h. sich von dem heruntergekommenen und den Krieg herbeiführenden Dasein befreit. An die Situation der nach oben geschossenen Hände, die den Willen der Nähe zu Gott zum Ausdruck bringen, knüpft ein Gedicht von Rilke an, das zwischen 24. und 25. September 1901 in Westerwede entstanden ist und mit dem der zweite Teil des *Stunden-Buches – Von der Pilgerschaft* – ausgeht:

In tiefen Nächten grab ich dich, du Schatz.
Denn alle Überflüsse, die ich sah,
sind Armut und armsäliger Ersatz
für deine Schönheit, die noch nie geschah.

Aber der Weg zu dir ist furchtbar weit
und, weil ihn lange keiner ging, verweht.
O du bist einsam. Du bist Einsamkeit,
du Herz, das zu entfernten Talen geht.

Und meine Hände, welche blutig sind
vom Graben, heb ich offen in den Wind,

¹³ Herders Formel „Ich fühle mich! Ich bin“ („sentio ergo sum“) (J.G. Herder, *Werke*, Bd. 2: *Herder und die Anthropologie der Aufklärung*, hrsg. von Wolfgang Pross, München/Wien 1987, S. 244), die anders als Descartes’ Regel „Ich denke, ich bin“ („cogito ergo sum“) die Existenz auffasst und nach der das Fühlen als Druck der Außenwelt auf die Innenwelt des Menschen über die Existenz entscheidet, kann hier ihre Bestätigung finden.

so daß sie sich verzweigen wie ein Baum.
Ich sauge dich mit ihnen aus dem Raum

als hättest du dich einmal dort zerschellt
in einer ungeduldigen Gebärde,
und fielest jetzt, eine zerstäubte Welt,
aus fernen Sternen wieder auf die Erde
sanft wie ein Frühlingsregen fällt.¹⁴

Lässt der Mensch bei Baczyński an seinen gehobenen Händen erkennen, dass er von Gott aus dem Wasser zu neuem Leben herausgezogen zu werden hofft, so versucht der Mensch bei Rilke Gott, nach dem im Gedicht verzweifelt und hektisch gesucht wird, zu sich zu ziehen und in ihm wie im Wasser einzutauchen: Im ersteren Falle haben wir es mit der wiederholten Konstruktion der Welt, im anderen dagegen mit der Rekonstruktion des Menschen zu tun. Die Stellung der Hände, die in beiden Werken gleich ist, erinnert bei Rilke stark an die am Kreuz ausgebreiteten Hände von Christus. Dadurch aber, dass sich der Mensch in einen Baum verwandelt, wird die Assoziation mit Christus abgeschwächt und die mit dem hölzernen Kreuz, an dem Christus starb, deutlicher hervorgerufen. So wird die Identifikation mit Christus vermieden, was der Absicht von Rilke entspricht, den Menschen nicht wie Christus ins Göttliche einzukleiden, sondern ihn als Menschen an Gott rücken zu lassen. Nimmt der Baum Wasser mit den verzweigten Wurzeln auf, um die verzweigten Äste der Baumkrone zu stärken und den Baum nicht fallen zu lassen, so absorbiert der Mensch Wasser mit den verzweigten Händen, um das Innere zu erhärten und sich aufrecht halten zu können. Ihm rinnt das Blut aus den Händen, durch die das Wasser in die Adern hineingegossen wird, die auch ein verzweigtes System wie Wurzeln und Äste bilden. Zu dieser Inversion, die der Baum und der Mensch ausmachen, ist noch eine Parallele zwischen dem Menschen und Christus zu finden, von dem Rilke den Menschen wieder entfernt. Während der Mensch das Materielle und Menschliche inkarnierende Blut verliert und das Geistige und Göttliche chiffrierende Wasser in sich einlässt, entrinnt dem gekreuzigten Christus – dem Evangelium nach Johannes zufolge¹⁵ – aus dem Körper sowohl Wasser als auch Blut, wodurch angedeutet wird, dass Christus beides in sich integrierte und dass der Mensch das eine verlieren muss, um das andere zunehmen zu lassen. Im Gegensatz zur Welt des Menschen ist die durch Gott ‚gebrandmarkte‘ Welt wirklich und originell. Gott wird mit dem Prozess, mit dem Werden und mit der Entwicklung konnotiert; dagegen hängt der Mensch mit dem Zustand, mit dem Sein und der Erstarrung zusammen – die Merkmale der Existenz, die sein Leben ‚entwirklichen‘ und zum Schein machen. Da Gott Wahrheit, Original und das Ganze ist, kann er nach Gott nicht wie nach einem Schatz suchen, der nur ein Teil des Ganzen ist. Indem er ihn als einen Teil betrachtet und sich bemüht, Gott – sei es in der Außenwelt oder in seinem Inneren – ‚auszugraben‘, hebt er sich über Gott hinweg und erhebt sich selbst

¹⁴ R.M. Rilke, *Von der Pilgerschaft*, in: R.M. Rilke, *Gesammelte Gedichte*, S. 95f.

¹⁵ Vgl. *Die Bibel: Das Neue Testament: Das Evangelium des Johannes*, Köln 1964, S. 127 (19, 34).

zum Ganzen, wodurch er im Voraus zum Scheitern verurteilt ist. Auch wenn man dem Menschen seine Ausdauer und Determiniertheit nicht absprechen kann, bleibt die Suche nach Gott erfolglos und bringt ihm nur das sich in den blutenden Händen manifestierende Leiden. Dieses Leiden erinnert ihn daran, dass er ein Teil der Welt ist, und weist ihm wieder den von Gott bestimmten Platz zu, der die Richtung der Suche nach ihm am stärksten zeigt. Auch Gott versucht zum Menschen vorzudringen, worauf Gottes ‚ungeduldige Gebärde‘ und sein einsames Irren hinweisen. Die Einsamkeit erweist sich für Gott und den Menschen als etwas Gemeinsames, wie sie auch als Wasser eine gemeinsame Plattform zwischen dem Menschen und der Welt in Baczyńskis Gedicht war. Dabei ist zu bemerken, dass Gott auch bei Baczyński in der Hinsicht einsam war, dass er weder der Welt helfen noch in sie eindringen konnte: Die Welt scheint Gott entglitten zu sein. Gott ist gut, aber man kann seine Güte an der Welt nicht erkennen. Wenn man annimmt, dass unter dem Regen die Tränen Gottes zu verstehen sind, zielen Gott und der Mensch mit ihren Tränen darauf ab, die Welt vollzugießen, um sie aufs Neue – dies Mal gemeinsam – zu erschaffen. Bei Rilke hat die Einsamkeit des Gottes eine andere Bedeutung. Da die Natur des Gottes im Unterschied zu der des Menschen hier mit der Einsamkeit identisch ist¹⁶, wendet sich der Mensch an Gott, um die Imitation der Einsamkeit gegen deren Original einzutauschen und so das einzig Echte und somit die echte Existenz, die von der Einsamkeit mitgebildet wird, zu genießen.

Die Einsamkeit ist eine komplizierte Erscheinung, deshalb wurde sie auch mit Hilfe von verschiedenen Figuren in den Gedichten von Rilke und Baczyński wiedergegeben. Der Regen bei Rilke dient als Vergleich zur Einsamkeit, der zur Metapher übergeht, um schließlich nicht zum Symbol des Todes, sondern des Nicht-Lebens zu werden. Bei Baczyński verliert der Regen als Metapher der Einsamkeit an Kraft, weil er real vorkommt, verwandelt sich in die Allegorie der Einsamkeit, wird für ein Moment zum Symbol des Todes, um letztendlich als Symbol des Lebens, dessen neue Qualität aber im Ungewissen schwebt, zu triumphieren. Wird bei Rilke die Einsamkeit unter der Anwesenheit des Zusammenseins erfahren, so erleidet der Mensch bei Baczyński eine durch das Getrenntsein untermauerte Einsamkeit. Rilkes Hoffnungslosigkeit kommt darin zum Ausdruck, dass sich der Mensch von dem ihn umzingelten Ring aus Wasser nicht befreien kann und dass sogar der Tod als allerletzter Retter nie zu kommen scheint. Baczyńskis Hoffnung, die sich in der Wechselfolge von Tod und Leben offenbart, wird dadurch getrübt, dass der Mensch zwar durch das Wasser nicht isoliert bleibt und ins Wasser springt, aber die aufs Neue entstehende Welt nicht mehr mitgestaltet.

¹⁶ Vgl. B. Surowska, *Młody Rilke*, Gdańsk 1994, S. 204.

Summary

The Rain – Metaphor of Solitude. A Study About R.M. Rilke's *Solitude* and K.K. Baczyński's *The rains*

The rain is a strikingly modest metaphor of solitude. However, it can deliver both its mutable intensity and dynamics (*The solitude* by Rainer Maria Rilke) and its life-giving and death-bringing power (*The rains* by Krzysztof Kamil Baczyński). The solitude proves that existential element that almost abolishes the limit between God and the man: The divine and the human get mixed in the raindrops that falling down embrace the world like God and that reflect the man as much as he seems to be inside.